

Dr Alltag

Autor(en): **Tanner-Aeschlimann, C.M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **29 (1939)**

Heft 18

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-643775>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

daß in diesen Dingen die tüchtige Eigenart des Volkes . . . sich fort erhält“.

Weiß man eigentlich auf dem Lande, was für einsichtige Fürsprecher ihm oft gerade in der Stadt erwachsen?

Von den Mitgliedern der einzusehenden Kommission sagte er, sie würden „nicht als Zensoren, sondern als wohlwollende Ratgeber mitarbeiten, welche der Individualität des Verfassers gerne diejenige Freiheit einräumen, die er zu einer freudigen Arbeit nötig hat“.

Die Einsetzung einer solchen Kommission hatte Friedli übrigens selbst — und mit gutem Grunde — gewünscht und ange-regt. Sie hat sich in jeder Hinsicht bewährt. Otto von Greperz war ihr Präsident von 1902 bis August 1907, und dann wieder von 1916 bis heute. Er beforgte während dieser Zeit den umfangreichen schriftlichen Verkehr mit der Regierung und dem Autor fast völlig allein. Für Friedli und sein Werk standen Präsident und Kommission ein, wo es immer nötig war, und mit stets gleichbleibendem Wohlwollen. Besonders zeitraubend für die Mitglieder der Kommission, vor allem für ihren Präsi-denten, war die Lektüre der Manuskripte.

Mißliche Folgen für das Bärndütsch hatte, um das hier vorauszunehmen, der Krieg. Infolge der unverhältnismäßig ge-stiegenen Kosten war die Drucklegung der im Manuskript ferti-gen oder nahezu fertigen Bände Twann und Narwangen vor-derhand unmöglich geworden. Da gründete Otto von Greperz im Sommer 1920 die „Bärndütsch-Gesellschaft“, um Geldmittel zu beschaffen. Sie veranstaltete Vorträge, Vorleseabende, thea-tralische und musikalische Aufführungen und endlich die „Bärn-dütsch-Feste“, das erste im Sommer 1922.

In der Klausen und unter dem Volke

An seinen Arbeitsstätten trat Friedli mit schier zahllosen Menschen in Verbindung, schaute ihnen aufs Maul, spitzte das Ohr und hielt mit fleißigem Stift fest, was er hörte und wie er es hörte. Mit seinem ursprünglichen, lebendigen Interesse für die Sprache und das Volksmäßige steckte er Besucher und Be-suchte an und machte sie zu seinen Mitarbeitern. „Da hätte Friedli Freude!“ hieß es am Familientisch, wenn im Gespräch zufällig besonders seltenes und auffälliges Kultur- und Sprach-gut zum Vorschein gekommen war, „wir wollen es aufschreiben und ihm mitteilen“. Auch stiefelte er überall herum. Er habe sein Bärndütsch mit den Beinen geschrieben, so pflegte er zu sagen — nur mit bedingtem Recht; er hat es vielmehr mit dem Herzen getan. Verblüffend rasch faßte er jeweilen an seiner neuen Wohnstätte Wurzeln und nahm innigen Anteil an Wohl und Wehe der ihn Umgebenden. Ohne das wäre es ihm niemals in dem erreichten Maße gelungen, in Sprache, Ortsbrauch, Glauben und Empfinden des Volkes einzudringen. Er erfuhr, wo die einzelnen der Schuh drückte, worunter sie litten, was sie erstrebten, kurz, was sie im Innersten beschäftigte. Er wußte, wer in der Fremde war, aus ihr zurückkehrte oder demnächst verreisen wollte. Er, der in eigenen Angelegenheiten sich nicht leicht zurecht fand, verstand es, andern oft sehr vernünftig zu raten und in rein menschlichen Dingen ihren Sinn läuternd zu lenken. So erlangte er auf nicht wenige, ohne es eigentlich zu

wollen, geistigen Einfluß. Wenn er erzählte, wenn er Menschen schilderte und deutete, wenn er abwog zwischen Recht und Un-recht, lobte und tadelte, anerkannte und aussetzte, so war alles kernhaft und bedeutsam. Er konnte auf ein langes Leben mit reichen Erfahrungen zurückblicken, und so pflegte er sich selbst als seinen eigenen Sohn zu bezeichnen, wenn er von dem, was er im Laufe der Zeit gelernt, zu sprechen begann. Man hatte dann das Gefühl, die Wendung „i bi mi Sohn“ charakterisiere den geistigen Tatbestand wirklich zutreffend.

Vermutlich wissen diejenigen, denen gegenüber Friedli sich in dieser oder jener Hinsicht nicht als ebenbürtig empfinden durfte, nicht ganz, was für ein innerer Reichtum in ihm steckte, weil er sich dann nicht so frei und unbefangen zu geben ver-mochte.

Was ihn am tiefsten mit den Menschen verband und ihm den Zugang zu ihnen erschloß, das war, es sei wiederholt, das Wissen um die Not, die er von Kindsbeinen an gekannt hat. Es bewegte ihn eine tiefe Liebe zu denen, die es im Leben schwer haben, zu den Mühseligen, die sich mit Haferstaub und Rasmilch durchkämpfen müssen. Seiner „blutarmen, aber grund-ehrlichen“ Eltern erinnerte er sich bis ins höchste Alter jeden Abend mit Dank, wenn er mit seinem Schöpfer Zwiesprache suchte.

Das Falsche und Schadhafte bekümmerte ihn in allen Le-bensbereichen, nicht zuletzt in den wirtschaftlichen und sozialen. Wo er Untüchtiges bemerkte oder zu bemerken glaubte, rief das seinem Tadel. Er murrte z. B., wenn er auf seinen Wande-rungen auf den Berglägern die Sauerampfer wuchern sah; umgekehrt dankte er denen innerlich, die „von einem Stern zum andern“ arbeiten, sorgsam haushalten und einteilen.

Für sich stellte er an das Leben die denkbar bescheidensten Ansprüche und war von einem unermüdbaren Fleiß, auch dann, wenn ihn Gebrechen plagten. Simon Gfeller, dessen selbstlose Hilfe dem Band Lützelflüh stark zugute gekommen ist, hat ihn mehr als einmal mit nasser Kompresse auf der Stirne ange-troffen, „am Schreibtisch sitzend und eifrig arbeitend. Dampf-wölklein schwebten über seinem Kopfe — auch ein Heiligen-schein“. Dankbar sei hier auch seiner längst verstorbenen zweiten Frau gedacht, die mittelbar sein Werk gefördert hat. Sechs oder siebenmal ist sie mit ihm umgezogen und hat die Mühen seiner Arbeit überhaupt willig mitgetragen. Seine letzten Jahre be-treute eine Tochter, die aus Amerika zu ihm zurückkehrte.

Das monumentale Werk, das Friedli hinterläßt, hat selbst-verständlich auch seine Schwächen. Es scheint uns, seinen Zeit-genossen, nicht ganz selten zu breit und zu mässig; auch wünsch-ten wir ihm mehr künstlerische Rundung und Entfugung. Allein es ist nicht sicher, daß die künftigen Geschlechter in hundert, zwei-, dreihundert oder mehr Jahren unserer Auffassung zustimmen. Sie werden vermutlich auch nicht den wissenschaftlichen Teil der Arbeit, die Ableitungen und Deutungen, am meisten schätzen, sondern vor allem das, was das unwillkürliche Interesse und die Liebe für den Gegenstand gesehen, erlauscht, erkundet und in Treue aufgezeichnet hat. Freuen wir uns des großen Schat-zes, der hier gehoben wurde.

Dr. h. c. Emanuel Friedli starb im Alter von 92 Jahren am 5. April 1939 in Saanen.

Dr Alltag

G. M. Tanner-Meschlimann

Dr Alltag cha ou sunnig sy,
We's scho heißt, är'fig grau.
Ar het nid öppe Näbel gärt,
Het lieber ds Himmelsblau.

Un es ligt nume grad a dir
Z'bestimme ds täglech Gwand,
So wie nes jederesch Möntschechind
Eys Glück het i dr Hand.

Wär freudig gäng sy Arbeit tuet,
Die gringschti ou im Huus,
Weiß, was dr Alltag sunnig macht,
— Es chunnt vo innen uns!